

Ein Italiener für die deutsche Kultur.

Goffredo Bellonci hat inmitten des Wahnsinnstauerns, in dem sich Italien heute befindet, den Mut gehabt, gewissen verrückten „Italiannissimi“, auf die alles Deutsche heute wie das rote Tuch auf den Dämonen wirkt, in einem Artikel des „Giornale d'Italia“ den Text zu lesen, indem er ihnen zu Gemüte führt, wie fest und unlösbar das italienische Kunst- und Geistesleben mit dem deutschen verbunden sei.

„Ich habe nicht die geringste Lust“, so schreibt der italienische Schriftsteller, „die Rolle des Kindes zu spielen oder mich zum Spiel zu erniedrigen, nur um über meinen Patriotismus seinen Zweifel zu lassen. Nein, ich kann mich durchaus nicht dazu entschließen, aus meiner Bibliothek oder aus meinem Gehirn Kant, Fichte und Hegel zu beseitigen, so wenig wie ich mir das Vergnügen verweigern lasse, mich an der Musik von Bach, Beethoven und Wagner weiter zu erfreuen. Was Teufel! Weil Italien Krieg gegen die Deutschen führt und halbstarrig genug ist, seinen eigenen Gedanken, seinen eigenen Geist gegen den Geist und den Gedanken Deutschlands auszuspielen, nur deshalb will man einige der besten Stimmen aus dem Chor unserer Menschheitsgeschichte mundtot machen? Man behauptet, daß man es in Deutschland ebenso halte. Ich weiß nicht, ob das wahr ist, ob wirklich von den Regalen der deutschen Bibliotheken Dante und Machiavelli entfernt, sowie Verdi und Bellini aus den deutschen Opernhäusern vertrieben werden. Aber wenn es die Deutschen wirklich über sich brachten, sich zu einem so kurzfristigen Egoismus zu bekennen, so mögen sie es in Gottes Namen tun. Wir Italiener aber, die wir ja stolz auf unsere Kultur und unser Kunstleben sind, sollten das Beispiel nicht nachahmen. Ich wenigstens bin viel zu stolz auf meine italienische Kultur, auf meinen italienischen Geschmack, um mich vor dem deutschen Gedanken zu fürchten. Im Gegenteil, ich bin bestrebt, ihn besser kennen und verstehen zu lernen. Es gibt freilich Leute, die gar wild und begeistert gefordert haben, daß aus den Theatern, aus den Konzerten alle deutschen Stücke und alle deutsche Musik verbannt werden müsse. Die Sache ist zu dumm, um darüber ein Wort zu verlieren, und nicht weniger albern ist das Verfahren jener Haarspalter, die im Schweiße ihres Angesichts nachzuweisen suchen, daß man Mozart und Beethoven wohl auf-führen dürfe, weil der eine der italienischen Schule angehört und der andere seiner Herkunft nach Holländer gewesen sei. Die armen Leute können einem leid tun! Einem vernünftigen Menschen werden sie niemals die Ueberzeugung beibringen können, daß man, um seinen Patriotismus zu bezeugen, doch einen langweiligen Herrn, Goethe einen Barbaren und Fichte einen Idioten scheitern muß. Die guten Leute wollen also, daß das italienische Volk von gestern auf heute aus seinem Gedächtnis alles tilge, was Deutschland der Menschheitsgeschichte gegeben hat. Schön, aber dann müssen sie auch noch einen Schritt weiter gehen und aus den Theatern und Bibliotheken alle diejenigen Landesteile verbannen, die sich in ihrer künstlerischen und philosophischen Betätigung vom künstlerischen Wesen Deutschlands haben „verfeuchten“ lassen. Das heißt mit anderen Worten: Die ganze modernste musikalische Schule Italiens, die stark von Wagner und Strauss beeinflusst ist, und die in jeder Beziehung die Schlepenträgerin des teutonischen „großen Orchesters“ ist, muß den Laufpfeil erhalten. Und ein gleiches Schicksal muß den Vätern der italienischen Philosophie bereitet werden, von Pasquale Galluppi, dem Kantianer, angefangen bis zu Antonio Rosmini, der ganz von Fichtes Gedanken erfüllt war, von Vincenzo Gioberti bis zu Gertrude Spaventa. Logischerweise wären wir dann auch gezwungen, den Feminismus (das wäre noch das kleinste Übel) und den Rationalismus, die beide in Deutschland geboren sind oder doch zum mindesten von den Deutschen entwickelt und lebenskräftig gemacht worden sind, zu erdrosseln. Und das nicht allein. Nein, wir müßten auch daran denken, daß das Freidenkertum im Lande der Reformation das Licht erblüht hat, und wir müßten deshalb die Freimaurerei und die Lateinschulen in Grund und Boden verdämmen. Ich persönlich habe nicht das geringste dagegen; denn ich denke, daß wir stark genug sind, um auf eigenen Füßen zu stehen. Aber deshalb brauchen wir uns noch nicht gegen die deutschen Einflüsse zu sperren. Das ist Unsinn. Kein Volk macht seine Geschichte allein. Und was besonders Deutschland anbetrifft, so hat ein Jahrhundert deutschen Geisteslebens der geistigen Entwicklung nicht nur Italiens, sondern auch Englands und Frankreichs seinen Stempel aufgedrückt. Man denke nur an Galluppi und Carducci, an Coleridge, an Carlyle, an die Frau vor Staël, an Renan und Taine, ja selbst an den guten Verres!

Besser als der Haß gegen das Fremde ist das Bewußtsein der

eigenen Kraft. Es ist ganz unsinnig, vor der deutschen Musik eine Vogel-Strauß-Politik zu treiben, wenn unsere Komponisten im Vertrauen auf die Kenntnislosigkeit des Publikums die deutschen Partituren beschließen und ihre mit fremden Federn geschmückten Werke als eigene geistige Erzeugnisse ausgeben. Und es ist unnütz, die Werke von Hegel zu verbannen, wenn sich unsere nationalistische Propagandaliteratur Hegelsche Ideen aneignet und als eigene ausgibt. Nein, die deutsche Zivilisation, die die Herrschaft in Europa an sich gerissen hatte, soll man vielmehr studieren, um über sie hinaus zu gelangen. Wir wollen die deutsche Zivilisation studieren, begrenzen und überwinden, und wenn wir es nicht können, so hat alles Verede und Weichhülse keinen Wert und kann nur darauf hinauslaufen, daß wir uns einreden, frei zu sein, während wir in Wahrheit Sklaven sind. Ihr kennt ja nicht einmal den Namen nach die Größen unserer rein italienischen Kunst und Literatur. Was wißt ihr z. B. von der sinsonischen Musik Italiens im 18. Jahrhundert, ihr schlecht unterrichteten Konservatorien, die ihr euch anmaßt, ein langes und breites über nationale Musik zu sprechen? Ja, man muß nach Paris oder Berlin gehen, um überhaupt diese Blüte unserer italienischen Kunst kennen zu lernen.“

Kleines Feuilleton.

Lessing-Theater: Nora.

Der bis zur letzten Szene hin meisterlich geschlossene Bau dieses Dramas, das die europäische Ruhmeslaufbahn des bis dahin kaum über die Grenzen seines Heimatlandes bekannten großen Norwegers eröffnete, wirkt auf der Bühne heute, dreieinhalb Jahrzehnte nach seinem Erscheinen, mit völlig unverminderter Kraft. Und wenn man auch die Klust, die die Anklägerin und Mörderin Nora in jener letzten Szene, bei der Auseinandersetzung mit dem Gatten, von dem anmutig liebenswürdigen, im Glück wie im Unglück gleich gedankten und kopfstolzen Frauen der ersten Akte trennt, jetzt wohl schärfer wie damals empfindet, möchte man sich den Ausgang, wo Ibsen der Charakteristiker an Ibsen den Verkünder eines radikalen, alle Forderungen bürgerlicher Frauenemanzipation weit übertrumpfenden Individualismus die Führung abtritt, in keiner Weise anders wünschen.

Elise Wassermann erwies sich als eine gute Nora. Das unbekümmert spielerische, der angeborenen Leichtsinns der Natur trat ebenso lebendig wie die jagende Angst und der romantische Glaube an einen schwärmerischen Edelmut des Gatten, an „das Wunderbare“, in Erscheinung. Ein glücklich betonter Zug starker Leidenschaftlichkeit bereitet die Umschwung am Schlusse, auf die Grenzlosigkeit der Enttäuschung vor. Die Glanzleistung des Abends bot Ernst Wassermann als Gatte. Die vom Dichter nur ziemlich allgemein skizzierte, nach verschiedenen Seiten schillernde Figur schloß sich in seiner Darstellung zu völlig anschaulicher, in jedem Augenblick überzeugender Individualität zusammen. Gedehftes Selbstbewußtsein, durch imponierend forschendes Wesen soweit gedämpft, daß es ihn vor der Frau nicht lächerlich machen kann, verbindet sich mit lebenshungriger Bonhomie und einer süßlich verlebten Sinnlichkeit, die ihn jedoch nicht hindert, den überlegenen Ehemann zu spielen. Wundervoll gelang das ganz allmähliche Empordämmern der angstvollen Ahnung, daß die würdevolle Demaskierung seines Egoismus ihm Noras Herz auf immerdar entfremdet habe und der fassungslose Schmerz beim Abschied. Theodor Loos war ein vergesslicher und seiner Dr. Rand. Forest, nur allzu greifenreich, verlieh dem Schreiber Günther eine eindrucksvolle Maske.

Das fröhliche England.

Im „Figaro“ gibt Pierre Rodreuge Londoner Eindrücke wieder. Er schreibt u. a.: Durch eine riesige Fensterscheibe blickt man in den größten Speisesaal des berühmten Hotels mit den 1000 Zimmern, die jetzt so ziemlich alle besetzt sind. Und im Glanz der Luster und des Silbergeschirrs, im schneigen Leuchten der makellosen Bedeckung zwischen den unzähligen kleinen Tischen, die Gäste von vollkommener Eleganz umrahmen, fünfzig Stellen hin und her. Kein störender Fleck. Nichts als Fräulein und Abendtoiletten von unerhörtem Reichtum: Halsbänder, schimmernde Edelsteine, Reiterfedern, die allerfeinsten Spitzen, die kunstvollsten Friaturen, die funkelndsten Diademe. Und immer diese Musik, kräftig und schmeichelnd, energisch aber schmiegsam, diese Gigantenmusik, die wir nicht mehr kennen und diese Begleitung von Tamburins, dieser Tamtam... Zweifelloser ist ein besonderes Fest zugunsten irgend einer Kriegshilfe? Die

Geigen beginnen einen „Two-Stop“ und dort, hinter den Tischen und hohen Marmor Säulen, wiegen und drehen sich in harmonischem Schwung tanzende Paare. „Es ist wie alle Tage“, sagt mir mein Freund und Geleiter. „Es fängt in der Testunde an und endet sehr spät.“... Überall läßt das Gold seine sieghafte Stimme tönen. Sicher haben manche Leute gelitten, aber es ist unmöglich sie zu leben. Und diejenigen, die ihre „Kriegsprofite“ einbekommen, machen sich eine Ehre aus ihnen, indem sie sie königlich ausgeben. Der Kriegserwerb ist unberührt geblieben und spielt ganz wundervoll. Man sieht und fühlt, daß die große Stadt die Taschen mit Banknoten und Pfundmünzen vollgepfropft hat. Die Menge der Luxusautos, die Toiletten der Frauen, das Schauspiel der Straßenpromenaden — all das verkündet stolz, daß das Gedäule des Gewinns und Reichtums in England ohne Schaden geblieben ist.“

Man muß diese Beschreibung des gewissenlosen Gemüßes, dem sich die herrschende Klasse in dieser furchtbaren Zeit hingibt, lesen, um die niederträchtige Heuchelei zu ermessen, die in den Wechsel-dingungen liegt, die die britische und auch die französische Bourgeoisie gegen die Arbeiter erhebt, weil sie den Krieg nicht als Vorwand zur Verschlechterung ihrer Existenzbedingungen gelten lassen wollen.

Das Problem der künstlichen Kohle.

Im Hinblick auf die zwar langsame, aber stetige Abnahme der natürlichen Kohlenvorräte hat das Problem der Herstellung einer künstlichen Steinkohle die Forschung schon öfter beschäftigt. Neueste Berechnungen haben zwar einwandfrei ergeben, daß früher gebegte Vorküratungen einer kommenden Kohlenknappheit völlig unbegründet sind und daß Tibet, China, Hochasien überhaupt, vielleicht auch Sibirien noch ungeheure Kohlenlager besitzen, die den Bedarf der ganzen Welt auf Jahrhunderte hinaus decken können. Immerhin aber beanspruchen alle einschlägigen Versuche künstlicher Kohleproduktion ein allgemeines wirtschaftliches Interesse, zumal der Kohlemangel auch weitere Kreise für diese Fragen interessiert. Nach bisher wenig bekannt gewordenen Mitteln in der Berliner Physikalischen Gesellschaft scheint die theoretische Lösung der Aufgabe gesichert zu sein, wenn gleich die praktische Verwertung des Verfahrens noch in einiger Ferne stehen dürfte. Ihrer Entfaltung nach folgen bekanntlich über einander von unten nach oben, wenn die Schichtenfolge ungestört ist, der fast als reiner Kohlenstoff angusprechende Anthrazit, die Sand- oder Magerkohle und die Bad- oder Fettkohle. Man hat nun, von reiner Zellulose ausgehend, und mit verschiedenem Druck und zum Teil mit enormen Temperaturen arbeitend, diese Entwicklung im Laboratorium künstlich nachzuahmen gesucht; es gelang denn auch — auf experimentelle Einzelheiten kann hier natürlich nicht eingegangen werden — eine vollkommene Fettkohle herzustellen, die sich von der natürlichen nur durch die Struktur unterscheidet. Als merkwürdiges Nebenergebnis und zugleich als Beweis für die Unficherheit aller geologischen Zeitangaben sei noch erwähnt, daß mit auf Grund dieser Versuche die Chemiker geneigt sind, für die Bildung der Fettkohle, also seit dem Untergang der letzten Steinkohlenwälder „nur“ acht Millionen Jahre anzulegen, während die neueste Berechnung von Strutt auf Grund der Bildung von Petroleum und Uranoxyd nach Geh. Rat Röhler für denselben Zeitraum 150 Millionen Jahre annimmt.

Notizen.

— Vorträge. Tage Mabelung, der nordische Dichter, der den galizischen Feldzug als Kriegsberichterstatter mitgemacht hat, will seine Erlebnisse in einem Vortrag (mit Lichtbildern) am 9. Oktober in der Singakademie schildern.
— Die freie Hochschule hat soeben ihr Programmheft für das Herbstquartal herausgegeben. Die Kurse beginnen vom 7. Oktober an. Programme sind kostenlos in Lesehallen, Bibliotheken usw. zu haben. Hörearten sind ermäßigten Preisen u. a. für Mitglieder der Freien Volkshöhen und der freien Gewerkschaften.
— Deutsches Gastspiel im westlichen Ozean. Neben dem ständigen deutschen Theater, das in Belgien spielen wird, ist neuerdings ein Gastspiel Berliner Künstler in belgischen und nordfranzösischen Städten in Aussicht genommen. Besonders werden sich Mitglieder des Lessingtheaters daran beteiligen.
— Der Berliner Tonkünstler-Verein hat sowohl die Zentrale seiner Musik-Volkshochschule, W., Hietenstr. 27, wie auch die Zweiganstalt Charlottenburg, Savignypfad 1 wieder in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt. Die Zentrale ist täglich, auch Sonntags von 11—12 Uhr vormittags, sowie Mittwoch abends von 8—9 Uhr, die Zweiganstalt Dienstags, Donnerstags und Sonnabends von 4—7 Uhr nachmittags geöffnet.

Rotes Vlamenblut.

29] Von Pierre Broodcoorens.
„Gut, dann sag Du's ihm“, wandte Arlyn Klip sich an die „Stute“. „Was ist sie nach Deiner Meinung wert?“
Flohil rannte hinaus.
„Ich weiß nicht genau“, antwortete sie zögernd. „Ich denke aber, daß es 20 Frank Abzug sein müssen.“
„Ich bin wahnsinnig!“ stotterte Souhe.
Der Wagen verschwand um die Straßenecke in der Richtung auf Grammont zu.
„Hilla! Seine Hilla! Aber er träumte, im Wagen und stehend träumte er. Das war unmöglich! Sicher, er war mit Blindheit geschlagen!“
„Niemand!“ schrie drinnen der Schöffe.
Die Weine des Burschen schlatterten. Gatte er sich vielleicht dennoch getäuscht? Er hatte sie nur an ihrem Hut erkannt. Es war wohl der Hut, den er ihr in Remais gekauft hatte. Und ihr Lächeln, dies helle, unergründliche Lächeln, das man gar nicht mit einem anderen verwechseln konnte.
„Seien Sie vernünftig, lieber Freund“, wiederholte Klip, die Hand auf dem Arm des Wirtes, der sich halb abgewandt hatte und mit verdrießlicher und irritierter Miene zögerte.
„Ach, was macht denn Souhe?“ rief Menffe erstaunt.
Der Mann hatte angefangen zu rennen.
Er lief über den Platz und verschwand hinter der weißen Mauer des Blindenasyls.

16.

Das Haus des Gitters befand sich etwa fünfzig Meter von der Landstraße hinter einer Bodenwelle, die es fast ganz verbergte und nur ein Stück des wie der Rücken einer mageren Kuh eingebogenen Dachfirstes sehen ließ. Von einer Hecke eingeklossen, stieg dahinter der Garten zur Straße hinauf. Ein Grasweg ging von oben nach unten an ihm hin, der sich dann nach rechts wandte, um bis zur Jauchegrube vor der Tür zu führen.
Es war schon dunkle Nacht, als Hilla leicht schwanfend den Steig hinabschritt.
Ein Junge, der mit Böckchen sprangen an ihr vorbeikam, hätte sie beinahe umgeworfen.

„Tölpel!“ rief sie geärgert.
Es war Rand, der Bruder von Zulma aus dem „Vallon“.
„Ach, hallo, Kleine!“ grinste er, frech die Hände in den Taschen.
„Was hattest Du bei uns zu tun?“ erkundigte sie sich argwöhnisch.
Er versuchte verstoßen, ihr genau ins Gesicht zu sehen.
„Man sieht, daß Du Dir nichts daraus machst,“ spottete er sie aus, ohne ihre Frage zu beantworten.
Sie schob ihn mit der Hand ungeduldig beiseite.
„Geh mir vor den Füßen weg, Kaulquappe, Du langweilst mich!“
„Es gibt was Neues, he! Ich habe Dir einen Brief gebracht,“ schrie er endlich.
Aber als sie, scheinbar ohne etwas gehört zu haben, in der Aste verschwand, spuckte er weit aus, brummte einige unverständliche Worte vor sich hin, und rannte dann, nachdem er mit dem einen seiner Holzschuhe gegen den anderen geschlagen hatte, im Galopp den Hang hinauf.
In dem kleinen, niedrigen, veräucherten Zimmer waren Jannah, Florine und Palmyre eifrig bei der Arbeit.
„Es scheint ein Brief von meinem Dummkopf da zu sein,“ lachte Hilla, indem sie die Tür schloß.
Sie blickte suchend umher. Palmyre und Florine, ganz von ihren Handschuhen in Anspruch genommen, hatten nicht aufgeblickt.
„Da!“ machte Jannah kurz, indem sie mit ihrem Buchsbaumfingerling ein viereckiges Stück Papier bezeichnete, das auf dem Kamin gegen eine bunte Statuette der Jungfrau gelehnt stand.
„Was will er denn noch?“ brummte die Dirne, während sie den Brief nahm.
Sie zog aus ihrem Haarwulst eine Nadel und riß belustigt den Umschlag auf.
Es war ein ganz kurzes Schreiben.
„Ich bin zur rechten Zeit dagewesen. Ich habe Dich nicht gesehen. Ich werde 1/7 Uhr bei Trois-Drmes auf Dich warten. Ich habe Dir was zu sagen.“
„Ach, den' nich' dran!“ protestierte sie. „Ich bin zu müde. Was er sich einbildet!“
Sie ließ sich, ohne abzulegen, in den weidengeflochtenen Ofenstuhl des Alten fallen.
„Ein Stellbichein?“
„Natürlich! Noch heut' abend“, ächzte sie.

Jannah war aufgestanden.
Sie kam sich den kupfernen Schraubstock hinter Palmyre holen. Dann machte sie sich, das Werkzeug zwischen die mageren Schenkel geklemmt, an die Arbeit.
Zerstreut sah Hilla ihr zu, wie sie gewandt die Nadel in das weiße Leder des Handschuhs stach.
„Er scheint vom Teufel besessen zu sein,“ fügte sie nachdenklich hinzu. „Erst Sonntag sind wir den Abend über zusammen gewesen. Ich dachte, das wäre genug. Jetzt will er mich auch noch am Donnerstag sehen.“
Die Maschinen von Florine und Palmyre erhoben mit einander ein ohrenbetäubendes Gefurr.
„Er schien nicht bei guter Stimmung zu sein“, sagte Jannah mit einer bezeichnenden Kopfbewegung.
„So? Wo fehlts denn noch?“
„Ich weiß nicht. Er hat nichts gesagt.“
„Wann war er da?“
„Begen 4 Uhr. Er hat, ohne ein Wort zu sprechen oder zu rauchen, auf seinem Stuhl gesessen, gute anderthalb Stunde. Dann ist er gegangen.“
„Ohne was zu sagen?“
„Ohne was zu sagen?“
„Er hat sicher noch Grillen,“ seufzte Hilla gelangweilt.
Die seltsam mächtige Liebe dieses Menschen entging ihr. Sie vermochte sie nicht zu verstehen und wurde schließlich durch sie in eine unbestimmte Unruhe versetzt wie durch ein Laster oder einem Irrsinn.
„Wie soll ich mich denn noch abplagen, um ihm zu Gefallen zu sein?“ gröhlte sie in einer Art von Auflehnung. Beinahe weinte sie.
Am Nachmittag hatte sie sich in Grammont vergnügt, hatte englisches Bier und fette Wein getrunken. Ein Mäuschchen benebelte ihr den Kopf, verwirrte ihr die Gedanken. Und sie hätte am liebsten bis zum Morgen sich an der Wohlthat eines tiefen Schlafes erquiden mögen.
„Hast Du ihm gesagt, wo ich gewesen bin?“ fragte sie Jannah lebhaft.
„Ja und nein,“ antwortete die andere.
Aber sie konnte Souhe doch nicht bellen. Auch hatte sie die Schwierigkeit abgewandt. Sie hatte ihm anvertraut, daß seine Liebste nach Grammont gegangen sei, um eine neue Brunnenkette zu holen, da die alte dermaßen verrostet und abgenutzt wäre, daß sie in Stücke fiel.
„Anders ging es doch nicht, wie?“
„Nein,“ jagte Hilla, sehr zufrieden. (Fortf. folgt.)

